

genen Kirchengeschichte spiegeln: im afrikanischen Milieu ihrer Viten, die in ihrer legendenhaften Ausschmückung zugleich dem Vorbild biblischer Wundererzählungen folgen. Heyer rechnet mit rund zweihundert autochthonen Heiligen dieser Art und berücksichtigt in seiner Sammlung dann etwa ein Drittel von ihnen, die er in drei unterschiedlich umfangreichen Gruppen präsentiert: „Die Heiligen im Königreich von Aksum“ (23–42), „Die Heiligen der Zeit der Zague-Herrscher“ (43–50) und „Die Heiligen unter der erneuerten Salomonidenherrschaft (1270 – Mitte des 17. Jh.)“ (51–209).

Getreu seiner Absicht, diese hagiographische Tradition der Äthiopier nicht (wie bislang üblich) mit philologischem oder historischem Interesse zu betrachten, sondern sie unter dem genannten theologisch-frömmigkeitsgeschichtlichen Aspekt zu würdigen, folgt Heyer seinen Vorlagen bewußt nicht in wörtlicher, sondern (wo es dem Verständnis des Lesers dient) paraphrasierender Übersetzung, die auch Längen in den Viten überspringt. Zu ihrer Illustrierung dienen Abbildungen im Text wie Bildtafeln im Anhang; und ein ausführliches Literatur-Verzeichnis (dazu einleitend: „Anfängliche Erforscher der Heiligenleben und ihr literarisches Werk“, 232–234) sagt das Nötige über Forschungsgeschichte und Textüberlieferung.

Die Bedeutung dieser hier so aufbereiteten hagiographischen Sammlung liegt darin, daß sie tief in das Selbstverständnis der orthodoxen äthiopischen Christenheit einführt – unter Anleitung dessen, der sich diesem Selbstverständnis einzu-fügen versteht und den Versuch wagen kann, die von ihm aufgenommene Tradition in ihrem Geiste fortzuschreiben. Denn das ein Dutzend Namen enthaltende letzte Kapitel des Buches („Heilige und gelehrte Männer der letztvergangenen drei Jahrhunderte, in denen keine Kanonisierung geschah“, 209–231), das am Schluß auch den umstrittenen Patriarchen der Diktatur, Täklä Haymanot (gest. 1988), vorsichtig nennt, wendet sich nicht nur an den abendländischen Leser, sondern auch an die Äthiopier selbst. Ihr Patriarchalvikar für Deutschland läßt in seinem Vorwort erkennen, daß Heyer mit dieser Veröffentlichung den richtigen Ton getroffen hat.

Marburg

Wolfgang Hage

Horst Fuhrmann: *Die Päpste. Von Petrus zu Johannes Paul II.*, München (C. H. Beck) 1998, 305 S. mit 191 Abb., Ln., ISBN 3-406-43695-1.

„Papstgeschichten gibt es ohne Zahl: populäre, fromme, aggressive, pornographische, ausführliche...“, so beginnt Fuhrmann das letzte Kapitel seiner Papstgeschichte (239). Unter welche Kategorie sollen wir die seine einordnen? Ich fürchte, sie paßt unter keine, schon gar nicht unter die ausführlichen. Auf knapp 300 Seiten, von denen ein beträchtlicher Teil aus sorgfältig kommentierten Abbildungen besteht, unternimmt es der Autor einen Abriß der gesamten Papstgeschichte zu geben. Eine erste Fassung des Buches ist bereits 1980 unter dem Titel „Von Petrus zu Johannes Paul II. – Das Papsttum: Gestalt und Gestalten“ erschienen; für die Neuauflage hat Fuhrmann es erheblich überarbeitet. Im ersten Teil wird die Institution Papsttum erörtert, im zweiten folgt ein Durchgang durch zwei Jahrtausende Papstgeschichte. Daß hier eine pointierte Auswahl getroffen worden ist, manches auch anders gedeutet werden könnte, verzeiht man einem Autor gerne, der sich Voltaires Erkenntnis zu eigen gemacht hat: „Das Geheimnis zu langweilen besteht darin, alles zu sagen“ (12).

Dem merkwürdigen Phänomen, daß das Papsttum gerade protestantisch-deutsche Historiker in besonderem Maße fasziniert hat, geht Fuhrmann im dritten Hauptteil nach. Er skizziert hier die Geschichte der Geschichtsschreibung über das Papsttum, wo die großen Darstellungen – seit Leopold von Ranke – offenbar ein deutsches Monopol sind. Der interessierte Leser, dessen Appetit „geweckt, nicht gesättigt“ werden soll (12), kann hier sicher leichter seine Auswahl treffen als aus einer trockenen Literaturliste.

Auch hier stellt sich die Frage, wo der Autor selbst in der Geschichte der Papstgeschichtsschreibung einzuordnen ist. Es wäre vermessen, sie beantworten zu wollen, gleichwohl ist auffällig, daß Fuhrmann von seinen Vorgängern keinen so oft zitiert wie Johannes Haller, und zwar fast immer, um ihn zu kritisieren. Offenbar bewegt sich die Papstgeschichte – beginnend mit dem alten Streit zwischen den Magdeburger Zenturiatoren und Caesar Baronius (242 ff.) – in dialektischen Sprüngen von These und Antithese fort.

Augsburg

Stefan Weiß